

«Spitäler wollten früher nichts mit Drögelern zu tun haben»

7 von 10 schaffen Drogenausstieg in der Stiftung für Sozialtherapie in Egliswil



IM NEUEN WOHNZIMMER Geschäftsleiter Kurt Roth plant in Egliswil eine Wohngruppe mit acht Plätzen für IV-Bezüger. IRENA JURINAK

Mehr als zwei Drittel der in Egliswil oder Niederlenz therapierten Drogensüchtigen haben heute wieder einen Beruf oder eine Familie. Am nächsten Freitag feiert die Stiftung für Suchttherapie ihr 25-Jahre-Jubiläum.

IRENA JURINAK

Süchtig nach Heroin, Kokain, Methadon und Schlaftabletten, wurde Mario Cortesi vor sieben Jahren wegen Beschaffungskriminalität verurteilt. Er bekam die Chance, eine Therapie zu machen. Im Institut für Sozialtherapie in Egliswil habe er das wirkliche Leben entdeckt, erzählt er im Jahresbericht der Suchthilfeeinrichtung. Nach der Therapie in Egliswil schloss Mario Cortesi seine abgebrochene Malerlehre ab und gründete ein eigenes Geschäft. Heute arbeiten 15 Angestellte für seine Loco's Pinsler AG.

73 ehemalige Klientinnen und Klienten des Instituts für Sozialtherapie und des Reha-Zentrums Niederlenz wurden für eine Studie

zum Behandlungserfolg interviewt. «Wir wollten herausfinden, wie es ehemaligen Klientinnen oder Klienten heute geht», erklärt Kurt Roth, Geschäftsleiter der Stiftung.

Zwei Drittel schaffen Ausstieg

Die Ergebnisse zeigen, dass viele ehemals Drogensüchtige den Schritt in ein selbstständiges Leben schaffen: 80 Prozent arbeiten wieder Voll- oder Teilzeit oder absolvieren eine Ausbildung, 76 Prozent wohnen in einer eigenen Wohnung, 55 Prozent leben in einer Partnerschaft und 71 Prozent finanzieren ihren Lebensunterhalt wieder selber. «Es gibt aber auch Klienten, die den Ausstieg aus der Sucht nicht schaffen», sagt Roth. Die Nachbefragung habe jedoch gezeigt, dass viele den Sprung schafften und heute eine Familie und einen Beruf hätten. «Erst das Leben zeigt, wer das Ziel eines suchtfreien Alltags erreicht.»

Der Psychotherapeut begleitet seit den Anfängen der Stiftung in den 80er-Jahren suchtkranke Menschen. «Es beschäftigt mich, wenn

jemand keinen Ausweg findet.» Bei schwierigen Lebensschicksalen frage er sich manchmal, wie das gut gehen solle. «Früher gab es auch Todesfälle, wenn jemand die Therapie abgebrochen hatte und wieder auf der Kurve war.»

In den letzten 25 Jahren habe sich in der Suchtarbeit viel bewegt, erklärt Roth. «1984 war eine der grössten Herausforderungen Aids, fast alle unsere Klienten waren HIV-positiv.» Mit der Spritzenabgabe habe sich das geändert. Überhaupt findet Roth die Schweizer Drogenpolitik sehr erfolgreich. «Dabei ist immer alles über Abstimmungen gelaufen. Das Volk hat jeweils sehr pragmatisch entschieden.» Die offene Drogenszene ist verschwunden, die HIV-Rate ist massiv zurückgegangen, mit den Methadonprogrammen habe man gute Konzepte geschaffen. «Spitäler und Ärzte wollten früher nichts mit Drögelern zu tun haben. Die Ersten, die sich mit Drogenabhängigen beschäftigt haben, waren nicht Ärzte, sondern Sozialarbeiter. Heute haben auch die Ärzte den Umgang gefunden, viele Spitäler betreiben mittlerweile Suchtabteilungen.»

werden die Klienten engmaschig überwacht, müssen Urin- und Alkoholproben abgeben. Sie trainieren in einem geregelten Tagesprogramm Alltagskompetenzen: Kochen, Putzen, Einkaufen sowie den Umgang mit Geld, Rechnungen und Schulden.

Widersprüche bei Finanzierung

«Geld und Kosten sind bei uns immer ein Thema», sagt Roth. «Süchtige Menschen verursachen hohe Kosten.» Weil das Institut unter das Sozialhilfegesetz fällt, müssen die Gemeinden für die Kosten aufkommen. «Wofür der Betroffene aber nichts kann.» Es sei ein Widerspruch, dass Sucht eine Krankheit sei, aber die Fürsorge dafür aufkommen müsse. «Für die Gemeinde ist das manchmal eine grosse finanzielle Belastung. Um das zu ändern, brauchte es aber gesetzliche Anpassungen.» Denn das Frauenhaus oder Behindertenheime fallen unter das Betreuungsgesetz. «Das sollte auch für uns gelten. Dann wäre auch die Angebotsplanung mit der Klinik im Hasel, die ebenfalls im Suchtbereich arbeitet, einfacher.»

Zum 25-Jahr-Jubiläum, das kommenden Freitag gefeiert wird, weihet die Stiftung einen Neubau in Egliswil ein. Dort will das Institut neu eine Wohngruppe für Langzeitklienten, die mit dem normalen Therapieverlauf überfordert sind, anbieten. Bei Langzeitklienten handelt es sich um IV-Bezüger, die bisher auf andere Heime – beispielsweise das Männerheim Satis in Seon – ausweichen mussten. Weil in solchen Einrichtungen jedoch suchtspezifisches Wissen fehle, gebe es eine Lücke, so Roth. Die Station bietet acht Plätze für ein betreutes Wohnen sowie Arbeitsplätze in geschützten Werkstätten. Zurzeit führe man Gespräche mit dem Kanton über die Betriebsbeurteilung.

25 Jahre Suchtarbeit in Egliswil

Die Stiftung für Sozialtherapie in Egliswil ist eine vom Kanton anerkannte Drogenentzugsstation mit Leistungsvereinbarung. Im Gegensatz zur Effinlog Stiftung, die auch Alkoholsüchtige betreut, nimmt sie nur Drogensüchtige auf. Seit Ende der 70er-Jahre bot das Institut für Sozialtherapie in Windisch Therapien für Drogenabhängige an. Daraus ging 1984 die Stiftung für Sozialarbeit hervor, die in Egliswil 24 stationäre Therapieplätze betreibt. 1992 wurde die Entzugs- und Übergangsstation in Neuenhof mit 10 Plätzen, 1994 die zweite stationäre Therapie-

einrichtung, das Reha-Zentrum in Niederlenz mit 14 Plätzen, aufgebaut. Ergänzend kamen 8 Plätze «betreutes Wohnen» in Brugg hinzu, um die Betreuung nach der stationären Therapie zu verbessern. Seit 2003 sind alle vier Bereiche der Stiftung vom Qualitätssicherungssystem QuaTheDA zertifiziert. Heute besteht die Stiftung aus dem Institut für Sozialtherapie in Egliswil, dem Reha-Zentrum Niederlenz, der Klinik für Suchtmedizin in Neuenhof und dem betreuten Wohnen in Brugg und Windisch. Insgesamt stehen rund 60 Plätze zur Verfügung. (JU)

Süchtige lernen Frust zu meistern

Die Stiftung für Sozialtherapie arbeitet abstinenzorientiert – ausser verschriebenen Medikamenten sind keine bewusstseinsverändernden Substanzen erlaubt –, Alkohol ist verboten. «Wobei wir auch Menschen behandeln, die substituiert sind, das heisst, aus Methadonprogrammen kommen.» Die Abhängigen lernen, ihren Alltag ohne Suchtmittel zu bewältigen, mit Frust anders umzugehen, aber auch körperlich gesund zu werden.

Sie müssen einen Schnitt mit ihrem alten Leben machen, sich von Kollegen und Freunden – und manchmal sogar vom eigenen Bruder – distanzieren, die in der Drogenszene verkehren. Im Institut